

Die unerträgliche Leichtigkeit des Erinnerns

Erinnern ist schwer, Vergessen ist leicht: Das war früher. Im digitalen Zeitalter haben sich die Verhältnisse verdreht: Jetzt ist Erinnern leicht und Vergessen unmöglich. Ein Zustand mit sozialen und politischen Folgen, findet unser Autor in seinem Essay.

Von Eduard Kaeser

Andrew Feldmar, ein Psychotherapeut aus Vancouver, schrieb 2001 in einem wissenschaftlichen Artikel, er habe in seiner Jugend einmal LSD probiert. 2006, als er, wie schon oft, in die USA einreisen wollte, googelte einer der Grenzbeamten nach seinem Namen. Die Maschine spuckte den Artikel aus. Die Frage des Beamten, ob die Aussage über LSD stimme, bejahte Feldmar. Woraufhin ihm beschieden wurde, dass er als «Drogenkonsument» gelte. Er wurde zurückgewiesen und darf seither nur noch mit einer Sondergenehmigung in die USA einreisen. «Dank» digitalem Gedächtnis machte ihm eine längst vergessene Jugendsünde das Leben sauer. Wie der Journalist Joseph D. Lasica schon 1998 in einem hellsichtigen Online-Artikel («The Net Never Forgets») schrieb: «Gesprochene Wörter verschwanden früher wie Dampf in der Luft; Zeitungen vergilbten und wurden zu Staub. Heute ritzt sich die Vergangenheit wie ein Tattoo in unsere digitale Haut.»

Das Netz vergisst nicht. Was ich auch tue, ich hinterlasse Spuren, in die andere klicken können. Zigmilliarden Suchanfragen erreichen Google im Monat, welche die Maschine archiviert, auf Trends hin analysiert sowie demografisch auszuwerten vermag. Durch geschickte Verknüpfung von Login-Daten, Cookies und IP-Adressen ist es inzwischen möglich, mit erstaunlicher Präzision Suchanfragen auf individuelle User einzugrenzen. Und auf der Basis der User-Vergangenheit errechnen die Algorithmen deren Zukunft. «The Human Use of Human Beings» – die menschliche Nutzung menschlicher Wesen – betitelte einer der Väter der modernen Kybernetik, Norbert Wiener, ein vielgelesenes Büchlein in den 1950er Jahren. Heute müsste es heissen: Die algorithmische Nutzung menschlicher Wesen. Der in Harvard lehrende Medien-

rechtler Viktor Mayer-Schönberger hat in einem lesenswerten Buch («Delete») die These aufgestellt und begründet: War früher Vergessen leicht und Erinnern aufwendig, verhält es sich heute zunehmend umgekehrt. Dies aufgrund eines gewaltigen technisch-ökonomischen Impulses der Digitalisierung, Verbilligung der Speicher und Prozessorenleistung, leichter Abfrage und globaler Reichweite.

Wie immer treten bei solch grossen technischen Schüben die Rosa- und die Schwarzseher auf den Plan. Zu den ersten gehören Ingenieure, die schon seit über einem halben Jahrhundert von einem künstlichen Langzeitgedächtnis träumen. Vannevar Bush, ein Pionier des Analogrechners, beschrieb schon 1945 eine perfekte Erinnerungsmaschine namens «Memex» («memory extended»), die dem Menschen nicht nur Zugang und Herrschaft über das Wissen aller Zeiten verschaffe, sondern in das er sich auch weiterhin einschreiben könne. Heute führt Gordon Bell dieses Projekt auf digitaler Basis weiter. Sein Ziel ist «Lifelogging», das Verewigen seines Lebens auf einem Laptop: Bilder, E-Mails, Texte, Telefonanrufe, aufgezeichnete Gespräche, ein riesiges Sammelsurium an biografischen Daten. «Ich glaube, das Bestreben des Personal Computer ist, das eigene Leben einzufangen» sagte er in einem Interview: «Ich stelle mir das System als ein persönliches Gedächtnis vor. Und ich fühle mich ungemein frei, all die Informationen da zu haben.»

Dieser technologischen Zuversicht steht ein wachsendes politisches Unbehagen entgegen. Man könnte es als panoptische Phobie bezeichnen, in Anlehnung an Jeremy Benthams «Panopticon», einem Prinzip des Gefängnisbaus im 19. Jahrhun-

dert, in dem die Wärter die Insassen kontrollieren, ohne dass die Insassen es merken. Die Befürchtungen gehen dahin, dass wir das Überwachtwerden tendenziell verinnerlichen: Ich handle so, als ob ich beobachtet würde, auch wenn ich nicht beobachtet werde. Was heute Gestalt annimmt, ist ja nicht bloss ein Panopticon über den Raum, sondern auch über die Zeit. In der digitalen Öffentlichkeit sind unsere archivierten Worte und Taten über Generationen hinweg verfügbar. Fälle wie jene von Andrew Feldmar könnten zur Normalität werden, so dass wir in einer Art von vorauseilender Wachsamkeit zweimal überlegen, was wir sagen und was wir tun. Genau dann aber, wenn sich solche Selbstzensur unserem Denken und Handeln aufmoduliert, ist das digitale Panopticon gesellschaftliche Realität geworden. Das heisst: Der Sauerstoff der Demokratie, die freie Meinungsäusserung, wird zunehmend knapper.

Es gibt viele Gründe, warum Vergessen wichtig ist. Ich möchte hier einen besonders hervorheben: Vergessen schafft Spielraum, freien Platz im Kopf, Anlässe des Neuanfangs. Menschen mit aussergewöhnlichem Erinnerungsvermögen – es gibt sie tatsächlich – sind Gefangene ihrer Vergangenheit. Der Journalist Joseph Foer berichtete 2007 im «National Geographic» über eine Kalifornierin mittleren Alters, die sich detailscharf – ohne Gordon Bells digitale Armatur – an ihre Biografie seit dem 11. Lebensjahr erinnert, nicht im Sinne verflüsselter Tage, sondern in quälenden Einzelheiten. Sie erinnert sich, was sie vor drei Jahrzehnten zum Frühstück ass, was sie damals in den Fernsehshows sah, wer sie am Sonntag, 3. August 1986 um 12.34 Uhr anrief. Sie erinnert sich an Weltereignisse, triviale Einkaufsgänge, an das Wetter, ihre Gefühle. Sie lebt in permanent gegenwärt-

tiger Vergangenheit, die buchstäblich wie ein Film ihren Alltag überzieht. Statt in der Gegenwart zu leben, hängt sie vergangen-verpassten Chancen nach und macht sich Vorwürfe: «Die meisten Leute nennen das, was ich habe, ein Geschenk, ich nenne es eine Bürde.» Die Frau bezeichnet sich selbst als «verrückt».

Anomalien spiegeln den Normalfall: Wir sind von Kopf bis Fuss auf das Vergessen eingestellt, als Filter gegen Informationsüberflutung. Goethe nannte Vergessen eine «hohe Gottesgabe». Ein beliebig grosses Gedächtnis könnten wir mit einer Riesensuppe an Einzelheiten vollstopfen. Aber die Knappheit des Speicherraums schafft überhaupt erst die Notwendigkeit des Verknüpfens, Weglassens, Abstrahierens, will sagen: der Intelligenz. Ohne Vergessen würden wir unter der Last der Einzelheiten kollabieren. Hinzu kommt ein Weiteres. Wem ist nicht schon beim Betrachten alter Bilder die Frage aufgestossen: Bin ich das noch? Oder wer hat nicht schon beim Lesen alter Briefe oder Tagebucheintragen über Bekanntschaften plötzlich den irritierenden Zweifel in sich nagen gespürt: Ist das wirklich die Person, mit der ich heute freundschaftlich verkehre? Solche Fragen tauchen auf, weil Information eine zeitliche Dimension hat. Und gerade der Informationsverfall durch Vergessen gehört zum persönlichen Wachstumsprozess. Das digitale Gedächtnis negiert diese Zeitdimension. Es kann die persönliche «Aufräumarbeit» behindern, indem es uns immer wieder mit Relikten aus der Vergangenheit konfrontiert, die man eigentlich abgestossen zu haben glaubt. Unser Gedächtnis ist aber kein Akten-schrank, in den man einfach Informationen hineinlegt und wieder herausnimmt – «save and retrieve». Unser Gedächtnis ist ein hochadaptives neurosensorisches System, das sich und die verwahrte Information

ständig verändert, sich permanent im Wechselspiel persönlicher Vorlieben, Abneigungen, Erwartungen rekonstruiert. Bewusstes, aktives Vergessen bedeutet deshalb, dass wir Information interpretieren, beurteilen und gewichten und uns nicht einfach passiv mit Daten mästen. Nur noch in Erinnerungen zu leben erstickt einen. In diesem Sinn machen zu viele Daten aus uns unfreie, urteils- und entscheidungsunfähige Menschen.

Aus diesem Grund erweisen sich Erinnern und Vergessen noch aus einem ganz aktuellen Grund als höchst bedenkenswert, nämlich als das prekäre Verhältnis von digitalem und analogem, datifiziertem und physischem Selbst. Es ist Ersteres, das sich immer mehr in die Erinnerungsfänge des Netzes verstrickt. «Das Netz vergisst nicht» heisst anders gesagt, dass wir zusehends zu Bürgern zweier Gesellschaften, einer immateriellen und einer materiellen, werden. Insofern beschreibt die Metapher der digitalen Haut emblematisch unsere Condition humane im angebrochenen Millennium. Mein Online-Ich wird nicht vergessen. Dass dadurch eine folgenschwere Dissoziation von datifizierter und physischer Person stattfinden kann, liegt im Bereich des bereits Realisierten. Offizielle Ämter, Organisationen und Privatfirmen «erinnern» sich an mich in Gestalt von wachsenden persönlichen Datenbanken. Es ist das Zählbare, das Datifizierbare an mir, das für sie letztlich zählt: das Datenpaket «Eduard Kaeser». Der modische Trend, durch Self-Tracking sich quasi freiwillig und freimütig der Erinnerungsmaschinerie der Netzgiganten zu unterwerfen, ist allgegenwärtig.

Für uns Netzbenutzer wird das Erinnern immer passiver – wir werden «erinnert». Amazon «erinnert» mich daran, das und

das zu kaufen, weil ich dieses und jenes schon gekauft habe. Kaufverhalten – das ist erst der Anfang. Wenn Googles Ex-CEO Eric Schmidt von der Zukunft träumt, klingt das vor dem Hintergrund solcher Entwicklungen definitiv wie eine Drohung: «Eine Zukunft, in der du nichts vergisst, in der du dich nie verirrst. Wir werden deine Position bis auf deine Fusslänge und bis auf eine kleine Zeitspanne genau kennen. Dein Auto wird selber fahren. Du wirst nie mehr allein sein.» Genau aus diesem Grund gewinnt das Vergessen eine neue Bedeutung: als Verweigerung. Ganz banal zum Beispiel als Verweigerung, eine Supercard zu führen, ein Facebook-Konto zu eröffnen, sich in einer Kundendatei registrieren zu lassen. Zugegeben, das klingt heute schon wie ein Appell auf verlorenem Posten. Umso mehr gilt es, Vergessen als Widerstand aufzufassen gegen einen gigantischen erinnernden Moloch, der mich, die reale Person, durch ein digitales Alter Ego ersetzen will. Umgekehrt gesagt: In der Masse, in der wir uns so verweigern, behaupten wir uns als Unerfasste, elektronisch Nicht-Gesammelte: als «Vergessene» des Netzes – als Menschen aus Fleisch und Blut, mit all ihren Defiziten. Die letzten Vertreter einer alten Spezies?

Kontakt: Dr. Eduard Kaeser,
e.cheese@gmx.net

Blog: <http://kaeser-technotopia.blogspot.ch>

Eduard Kaeser, geboren 1948, ist Physiker und promovierter Philosoph. Er unterrichtete bis 2012 Physik und Mathematik und ist als freier Publizist sowie als Jazzmusiker tätig. Zuletzt erschien 2012 im Schwabe Verlag Basel «Multikulturalismus revisited. Ein philosophischer Essay». Im April erscheint «Trost der Langeweile».